

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Lyrische Reisen

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1878

II. Von Landeck nach Mals. Im Herbst 1873

II.

Von Landeck nach Mals.

Im Herbst 1873.

Unser erster Bericht ist zu Landeck im Oberinntal stecken geblieben. Von dort gieng die Fahrt über den rauhen Arlberg hinunter nach dem freundlichen Bludenz, wo der deutsche Alpenverein seinen Jahrtag hielt. Nach diesem wurde das regjame Feldkirch, das feine Bregenz besucht und der Tag der Sedaner Schlacht mit Herrn Dr. Bölk zu Schachen bei Lindau still aber würdig gefeiert. Hierauf folgte der Jahrtag des schweizerischen Alpenvereins zu Herisau und dann ungefähr auf demselben Wege die Rückkehr nach Tirol.

Vorarlberg — schönes Land, schöne Leute, schönes Leben! Aber dennoch dünkt's mir bedenklich, diese Tage zu schildern. Würde ich alle Freundlichkeit aufzählen, die mir dort erwiesen worden, so könnte dieß daheim gar leicht als Eitelkeit ausgelegt werden; würde ich aber nur von der Landschaft, von Berg und Thal, Burgen und Wasserfällen sprechen, so möchten die Vorarlberger ihrerseits sagen: Aber wo bleiben denn wir? Hat der Scribent die ver-

gnügten Stunden, die wir ihm bereitet haben, schon ganz vergessen?“

Wie aus diesem Dilemma glücklich herauszukommen — das wird fortan der Gegenstand meiner ernstesten Erwägungen sein; vorderhand aber scheint es rathamer, jene Lage etwas zurückzustellen, den Faden wieder in Landeck anzuknüpfen und ihn in südlicher Richtung weiter zu spinnen. Obgleich nun diese Wanderbriefe wirklich nur dem schönen Borarlberg zuliebe begonnen wurden, so springt einstweilen nach dieser Aenderung des Planes doch wieder eine Reise in Tirol heraus, so etwas wie „Herbsttage“ oder dergleichen — eine seit langen Jahren, wenn auch mit langen Unterbrechungen, geübte Praktik, die vielleicht manchem etwas „abgetreten“ scheinen dürfte.

Indessen soll's an Vorsicht und möglichster Schonung des Publicums nicht fehlen. Um meine früheren Schilderungen nicht mit eigenen Deckfarben zu übermalen, will ich von der Landschaft so wenig als möglich reden — nur etwa so viel, daß der Leser sich einen Begriff machen kann, wo der Schriftsteller sich ungefähr befindet. Dagegen werd' ich manche Betrachtungen anstellen, welche mir früher nicht zugegangen sind, einiges besprechen, was früher nicht besprochen wurde, obgleich es auch am Wege lag, und endlich Erlebnisse zu erleben suchen, die ich bisher noch nicht erlebt habe.

Und nunmehr zur Sache!

Die Landschaft von Landeck aufwärts bis gegen Finstermünz ist das Musterbild einer erhabenen Monotonie. Unten fließt der Strom, daneben zieht im engen Thale die Straße, rechts und links sind himmelhohe Berge, an denen nur

Wald und Schrofen abwechseln. Doch findet sich auf der rechten Seite noch hie und da ein bebauter Streif, der, breit oder schmal, in die Höhe geht und Felder, Wiesen, Häuser, Kirchen trägt. Die Orte im Thalgrunde liegen weit auseinander und entbehren aller jener Reize, die sonst den Appendörfern eigen sind. Was nicht der Pfarrer, Doctor oder Apotheker bewohnt, ist trauriges Gemäuer. Die Häuser stehen eng beisammen — dicke Mauern, kleine, tiefstehende Fenster, finstere Gänge, schmutzige, ungesunde Stuben — ein versteinertes Unsinns aus längst vergangenen Tagen. Diese Häuser zeigen weder jene Lauben, auf denen sich die Nelken wiegen, noch jene niedlichen Blumengärtchen, die anderswo den Eingang der Wohnung zieren. Auch die vorspringenden Dächer fehlen. Dagegen scheinen die steinernen Wände elastisch zu sein. Mitunter bildet die Mauer unten einen vorfallenden Bauch oder in der Mitte ein Geschwür oder oben einen Kropf, ohne daß das Gleichgewicht dadurch gestört wird. Dabei ist alles, was zerbrechen kann, zerbrochen: die Thüren, die Fenster und das Dach. Durch die Wände gehen klaffende Risse, die schon Jahrhunderte alt sein mögen. Zwischen den Wohnhäusern stehen hölzerne Scheunen, die eben so verlottert und verkommen sind, wie ihre steinernen Nachbarinnen.

Der Steinbau, sowie die romanischen Orts- und Flurnamen, die schon um Landeck sehr zahlreich auftreten, sie zeigen uns, daß wir da auf dem Boden einer uralten, lateinischen Civilisation stehen. Aber die Söhne der Scipionen haben hier nur Schmutz und Unflath hinterlassen. Ein deutsches Appendorf im bayerischen Gebirge, im Brengener Wald, im Appenzeller Land verhält sich zu diesen

Gründungen der Welteroberer wie eine Gartenlaube, in der die Grazien schäkern, zu einem modernen Schweinestall.

So schmutzig diese Dörfchen sind, unsere Nachbarn strecken doch immer die reinen Hände darnach aus. So eben lese ich im „Tiroler Boten“ wieder zu meinem Schrecken, daß sie in der Wälsch*) neuerdings verschiedene Landkarten verfertigt haben, auf denen — nicht zum erstenmal — Mutter Stalia in ihrer natürlichen Toilette, will sagen: in ihren natürlichen Gränzen, erscheint. Große Nationen, wie die italienische und französische, halten ihre Nachbarn immer in der Zwickmühle. Kommen sie mit den nationalen Grenzen nicht weiter, so spielen sie die natürlichen aus; sind die natürlichen zu eng, so begehren sie die nationalen. Im Innthal soll also künftighin das königlich italiische Zollhaus an der Finstermünz aufgestellt werden. Mich wundert nur, daß sie nicht auch gleich das mir so theure Landeck und die Frau Posthalterin annectiren wollen. Es käme ja nur aufs Illuminiren an, und das bißchen Farbe könnte man doch dransetzen!

Mitunter wird die erhabene Monotonie durch ein auffallendes Menschenwerk unterbrochen. So stehen z. B. die Mauern und Zinnen von Laudeck lange Zeit mit einer Frechheit in den blauen Himmel, als wenn sie ihn spießen

*) Ein sonderbarer Sprachgebrauch ist es, daß im deutschen Südtirol das niedere Volk Italien nicht anders als „die Wälsch“ nennt. Z. B. der Wein kommt aus der Wälsch; er verkauft sein Vieh in die Wälsch. Das ladinische Thal von Enneberg heißt bei den Deutschen bekanntlich die Krautwälsch. Ebenso sagt man in den deutschen Dörfern des Nonßbergs: in die Deutsch hinunter gehen, in der Deutsch bleiben — womit man zunächst das deutsche Etschland meint.

wollten. Jenen Namen trägt übrigens eine alte, zwei Stunden von Landeck auf ragenden Felsen gelegene Burg, die im Innern längst verfallen ist. Nicht weit darüber steht in hohen Lüften und im grünen Wald ein weißes Haus mit doppelter Fensterreihe und einem Capellenthürmchen, ein Gebäude wie ein Lustschloß, nämlich das Bad von Obladis. Dasselbe ist eigentlich ein nordisches Tibur, wo Jupiter zwar nicht langen Frühling, aber eine sehr lange Mittagstafel und ein reichliches Abendmahl gewährt, so daß dieses Lustschloß immerhin ein Winkel ist, der gar vielen Betrübten vor allen andern lacht. Heuer haben sich nicht wenige Priester aus dem Reiche dahin geflüchtet, um sich die jezige Diocletianische Christenverfolgung aus dem Kopfe zu schlagen, was ihnen unter Mitwirkung der hier obwaltenden Forellen und Haselhühner über Erwarten gelungen sein soll. Um ihre Trauer über den Gefangenen im Vatican, „der nur noch von Einbrennsuppen lebt“ *), auf ein Minimum zu reduciren, hat, wie man sagt, der bekannte Probst K** sich erboten, auch hierher zu kommen, einige Frauenzimmer mitzubringen und eine ultramontane Spielbank aufzuschlagen; allein die Hochwürden von Obladis haben — so erzählt man — dieses Offert mit Entrüstung zurückgewiesen. Darin wird ihnen jeder Vernünftige Recht geben, denn auf jener Höhe des Mittelalters und der großen Zeiten der Kirche, wo es so zugienge, sind wir doch

*) Eine jetzt in Tirol sehr übliche Kanzelphrase. Auch soll der heilige Vater in seinem Gefängniß nur noch auf einem verfaulten Strohsack liegen und einzelne Halme daraus werden von den Hausiren mit großem Vortheil an die Landleute verkauft.

noch nicht angekommen. Freilich behaupten einige Unvernünftige: jenen jungen, vollsaftigen, heißblütigen Zeloten sei es im jetzigen Kampfe weniger um die himmlische Seligkeit, als vielmehr um jene Lebensherrlichkeit auf Erden zu thun, und deswegen bäten sie den lieben Gott täglich um ein Publicum, das schon mit verbundenen Augen auf die Welt käme; allein diese Behauptung kann nicht bewiesen werden, wenn man nicht etwa die Geschichte der Franciscanerinnen von Birmasenz oder viele ähnliche Erscheinungen unserer Tage sprechen lassen will.

Die religiöse oder vielmehr clericale Frage dringt jetzt dermaßen in alle Schweißlöcher oder Poren des deutschen Volkes ein, daß auch wir auf dem Boocke — nämlich der Rutscher und ich — sie zu discutiren begannen. Wir waren eben daran, den beiderseitigen Standpunkt festzustellen, als wir auf der Straße ein seltsames Wesen daherkommen sahen. Es trug einen breiten Strohhut und schwang einen Thyrusstab, welche beide mit Blumen umwunden waren. Es näherte sich unter zierlichen Schwingungen und mit lauten Aeußerungen eines fröhlichen Herzens, so daß man vermuthen konnte, es dürfte eine junge Bacchantin sein, die etwa einem Hochzeitsmahl entchlüpft. Als die Erscheinung aber ganz nahe herangeschwebt war, bemerkten wir Andern mit Leidwesen, daß es eigentlich ein altes Weibchen sei, welches sich heute eben einen guten Tag angethan. Wir fragten, was sie vorhabe, worauf sie uns mit weinseliger Heiterkeit erzählte: daß sie jetzt aus dem Ettschland komme und nach Maria Einsiedeln wallfahrten gehe und daß mehrere gute Leute, für die sie daher beten müsse, die Kosten dieser Unternehmung zusammengeschossen

hätten. Wenn nämlich hierzulande die Wohlhabenden eine gelobte Wallfahrt nicht selber ausrichten können, so entsenden sie arme Leute, die sonst nicht viel zu thun haben, und ersetzen ihnen die Reisespesen. Ich dachte mir: hilft's nicht, so schadet's auch nicht! und empfand große Lust, mich bei dem Actienunternehmen zu betheiligen. Ich fragte daher, ob die Subscription schon geschlossen sei und erhielt die beruhigende Versicherung, daß der Beitritt noch immer offen stehe. So legte ich denn fünf österreichische Kreuzer ein und bat die Gerantin, mich auch als Actionär zu betrachten, was sie feierlich versprach. Ich hoffe, daß wenigstens da kein Krach herauskommen wird.

Das auffallendste Menschenwerk im Oberinntal ist die neue Straße über die Finstermünz. Kein Fuhrmann fährt vorüber, der sie nicht lobt und preist, kein Reisender, der sie nicht bewundert. Früher zog ein enges Sträßchen unten im Thal am Innstrom dahin bis zum uralten Wirthshaus in jener Klause und mußte dann in gefährlicher Steigung die Hochebene von Nauders erklettern, wobei oft allerlei Unglück passirte — jetzt nimmt der neue Heerweg schon bei Pfunds seinen Anfang und zieht gemächlich an der Felsenwand hin, immer höher und höher, bis er langsam, aber sicher dasselbe Ziel erreicht hat. Wie sich von selbst versteht, fehlt es an Tunneln so wenig, als an gigantischen Unterbauten. Die alte, halb verfallene Klause und weiland Herzog Siegmunds Jagdschloßlein zeigen sich jetzt tief unten am Wasser. Oben dagegen, an der neuen Straße, erhebt sich eine lange Flucht neuer, blaßgelber Gebäude im Alpenstyl, „das Hôtel zu Hochfinstermünz“. Es steht, wie eine Inschrift lehrt, 3500 Fuß

über dem Meere, ist mit Lauben und grünen Fensterläden geziert und enthält mehr als zwanzig Zimmer, einen Speis Salon und andere Annehmlichkeiten. Hier sind Goethe und Schiller aufgestellt, an jener Wand prangt ein Zillerthaler und eine Zillerthalerin, welche beide al Fresco gemalt sind; anderswo hängen schöne Trachten- oder Landschaftsbilder, kurz, die plastischen Künste haben alles gethan, um der schrecklichen Einsamkeit in dieser Felsenwelt einigen Reiz zu verleihen. Aber die Unternehmer ließen sich leider in Wechselfälschungen ein und sitzen jetzt in bayerischer Haft. Ein Hausknecht mit zwei Mägden führt mittlerweile das Geschäft. In wenigen Tagen soll das Anwesen versteigert werden. Möge es in glückliche Hände fallen und für alle Gasthöfe des obern Innthals ein nachahmungswürdiges Muster der Reinlichkeit und freundlicher Sitte werden.

Diesmal blieben wir im besagten Hôtel über Nacht und schliefen unter der Hegide des Hausknechts einen ruhigen Schlaf. Am andern Morgen aber gieng ich dem Wagen voraus, um die Landschaft zu betrachten und ins Engadin hineinzusehen. So kam ich bis an die Beste Finstermünz, die in den Jahren 1836—1840 aus grauem Granit erbaut worden ist. Sie steht in einer großen Felsenhöhle, ist mit Mordwerkzeugen angefüllt, allenthalben mit Schußscharten durchbrochen und gehört einem mystischen Styl an, dessen Benennung ich lieber den Kunstkennern überlasse. Kurz vorher war mir auf der Straße ein junger Mann in militärischer Mütze begegnet, hatte mich begrüßt und mir gesprächsweise anvertraut, daß er aus der Festung komme und jetzt zum Frühstück ins Hôtel hinunter gehe. Vor dem Bau selbst wandelte ein anderer Krieger nachlässig

auf und ab. Da er wenig Unterhaltung zu haben schien, so sprach ich ihn freundlich an, wünschte ihm einen guten Morgen und fragte, wie er sich befinde. Er gestand mir zu, daß der Aufenthalt hier allerdings sehr sicher, aber etwas einförmig sei — daß sich die Festung Finstermünz nenne und daß er den dritten Theil der Besatzung bilde. Der Befehlshaber oder Corporal (derselbe, der mir begegnet) sei eben zur Morgensuppe ins Gasthaus gegangen, der andere Kamerad liege noch in süßem Schlummer hinter den Festungsmauern und er selbst gehe jetzt in der Morgensonne da hin und her, weil er sonst nichts zu thun habe. Uebrigens seien sie Kärntner alle drei und vom Regiment Maroitschitsch.

Wie sich die Zeiten ändern! Da ist in früheren Tagen oft ganz Tirol auf den Weinen gewesen und hier in voller Rüstung an der Bündner Grenze gestanden, um die Heimath vor den schlimmen Engadineren zu wahren, und jetzt reichen am gefährlichsten Punkte drei Kärntner aus und unter ihrem Schutze schlafen achtmalshunderttausend Tiroler ohne Angst und Sorge vor dem bösen Feinde! Wie die drei Männer im Grütli als ein Symbol der Freiheit, so erscheinen mir die drei Kärntner in der Finstermünz als ein Symbol des Friedens. Wenn uns Deutsche unsere Größe einmal zu jucken anfängt und unsere herrlichen Armeen etwas gar zu tief in unsere Taschen steigen, so wollen wir an die drei Kärntner denken und einen Trost darin finden, daß wenigstens in der Finstermünz das Reich des ewigen Friedens schon begonnen hat. Möge es sich immer mehr nach allen Himmelsgegenden ausdehnen und möge die Zeit nicht mehr fern sein, wo die Rachegelüste unserer westlichen

Nachbarn in ihrem römisch-katholischen Christenthum so aufgegangen sein werden, daß unsere Kriegsminister, wenn sie sparen wollen, nur je drei Kärntner zu verschreiben brauchen, um ihnen nicht bloß Ulm und Ingolstadt, sondern auch Metz und Straßburg zu übergeben, und daß dann die vierzig Millionen Deutsche ebenso ruhig vor den Franzosen schlafen können, wie jetzt die Tiroler vor den Engadinern.

Nachdem wir die Festung hinter uns gelassen, kamen wir bald hinaus in das freie Feld, wo Rauders liegt mit seinem alten Schloß und nachdem wir gestern Abends noch die Post zu Pfunds kennen gelernt, erhielten wir nun auch Gelegenheit, die Post von Rauders zu studiren. Die Post von Rauders und die Post von Pfunds — es ist schwer zu entscheiden, welche mehr Grausen erregt. Da hängt der Rauch von tausend Centnern Knaster am Getäfel und die kleinen Fenster und die rauhen Dielen sind seit Menschengedenken nicht mehr geschauert worden. Obgleich man in die Zechstube einige Staffeln hinaufsteigt, glaubt man doch wegen der obwaltenden Dunkelheit in ein Burgverließ oder eine Höhle zu treten. Ja, wer nur einige Räuberromane gelesen, der wird sogleich an Calabrien und Sicilien denken. Zu Rauders ist noch das alte bajuvarische Herrenstübel zu sehen, nämlich ein hölzerner Verschlag in der größeren Zechstube. Dieser Verschlag vermehrt aber nur die Unheimlichkeit des Orts — denn wer weiß, was er verbirgt? Als wir eintraten, knisterte ein bedenkliches Flüstern in dem Gemach. Da sitzt er drinnen, dacht' ich mir, der Räuberhauptmann! Als ich aber durch die Thüre guckte, war's zur angenehmen Ueberraschung die Frau Posthal-

terin, welche mit einer Freundin das Frühstück einnahm. Sie grüßte allerdings nicht, sondern blickte mich vielmehr strafend an, als wolle sie sagen: Warum bist du nicht zu Hause geblieben? Was thust du in Nauders?

Die Frau Posthalterin zählt jetzt einundsiebzig Frühlinge, ist bis zu ihrem siebenzigsten Lebensjahre Jungfrau geblieben und hat als solche im vorigen Sommer ihrem fünfundzwanzigjährigen Expeditor die Hand gereicht, welcher sich derselben immer würdiger zu machen sucht. Man hoffte, die Neuvermählte werde sich in den Armen ihres jungen Gatten etwas verjüngen und auch ihre Anstalt den modernen Anforderungen etwas näher rücken — aber wer weiß wie's geht? Solange die Flitterwochen währen, kann man allerdings nicht begehren, daß die Liebenden auch an die übrige Welt denken sollen, allein jene scheinen sich sehr in die Länge zu ziehen, und so ist denn bisher alles beim Alten geblieben.

Bei solchen Gelegenheiten fragte ich mich öfter: wie der hochverehrte Herr Carl v. Gloy, der k. k. Postdirector zu Innsbruck, dessen lithographirtes Porträt in alle diese Spelunken gedrungen ist, auch nur im Wilde da aushalten kann?

Das Thal wird nun breiter und etwas anmuthiger. Man sieht die kleine Etzsch als Wiesenbächlein daherrieseln und geräth dadurch in geistige Beziehung zum Adriatischen Meer, die jedoch nicht sehr warm macht; der berühmte Ortles mischt sich ebenfalls in die Scenerie; aber wenn der Wanderer nicht vorher weiß, wie er heißt, so kann er ihn da leicht für einen gewöhnlichen Schneeberg ansehen, denn er schaut sehr anspruchslos in das Hochthal herein,

weil nur seine obere Hälfte sichtbar. Manche halten gar viel auf die malerische Schönheit der drei Seen, die sich nun folgen, aber mir scheint, aufrichtig gesagt, der eine langweiliger als der andere. So oft ich an die wechselnden Reize des Brennerwegs dachte, fing's mich überhaupt zu reuen an, daß ich mich in diesem Leben noch einmal daher verirrt hatte. Wie der alte Wirth in der Finstermünz vor vielen Jahren mir und meiner Gesellschaft dreimal feierlich vorgefagt: „Mit ins Engadin, mit ins Engadin, mit ins Engadin,“ so hätte ich mir bald vorgenommen, dem ganzen großen Deutschland feierlich zuzurufen: „Mit ins Oberinntal, mit ins Oberinntal, mit ins Oberinntal“ — als der weite Schlund, in dem wir bisher gefahren, plötzlich abbrach, vielmehr in eine schiefe Ebene übergieng und die grüne Malser Haide vor uns lag. Malz, der Markt, und Glurnz, die Stadt, Marienberg, das Kloster, allerlei Dörfer und Schlösser winkten von unten herauf und über allen thronte in weißer Majestät der erhabene Ortles, der nun in seiner ganzen Größe vor uns stand. Gott sei Dank! Anderes Land, andere Leute!

Obwohl ich schon öfter in Malz gewesen, so war ich doch noch nie nach Marienberg hinaufgestiegen; eben deswegen aber hatte die Sehnsucht, das berühmte Stift auch einmal zu sehen und mit seinen gelehrten Insassen bekannt zu werden, so mächtig überhand genommen, daß ich diesmal, gerade um sie zu stillen, den weiten Umweg über das Winischgau eingeschlagen.

Und nun lag es vor mir, dort oben am Waldestrand, vornehm ans Gebirge hingegossen, ein weißer Hause von verschiedenen Gebäuden, darunter auch die Stiftskirche, aus

welcher ein weißer Kuppelthurm in die Höhe schoß — alles sehr reinlich anzusehen und, soweit man aus der Ferne urtheilen konnte, sehr modern — ein auffallender Gegensatz zum uralten Schlosse Fürstenburg, das gerade zu seinen Füßen an der Etsch liegt. Dies war einst ein Besiß der Fürstbischöfe von Chur, in schweren Zeiten oft auch ihr Asyl und ist jetzt noch ein großes, viereckiges Castell mit einem viereckigen hohen Thurme, alles vom Alter gebräunt und höchst ehrwürdig. Nach der Säkularisation wurde ein kaiserliches Rentamt in die Burg verlegt, jetzt dagegen ist sie armen Leuten zur Wohnung eingeräumt. Es sollen noch alte, halbverblichene Wandgemälde da zu sehen sein. Ich versparte mir deren Betrachtung auf den Rückweg, aber, wie die Folge zeigen wird, kam ich nicht mehr da vorbei.

So stieg ich denn beim alten Dorfe Burgeis vom Bocke, gieng über die hier sehr reißende Etsch, die mitunter einige Häuser mitnimmt, und wandelte dann den schlängelnden Bergweg hinauf, um St. Benedicts Jünger zu begrüßen.

Der Klosterhof stand offen; er war sehr sauber gehalten, aber ganz menschenleer. Ein vertrauliches Prasseln, das aus der Unterwelt zu kommen schien, erregte meine Aufmerksamkeit. Ich gieng ihm nach und fand mich bald an einer Thür und einer Treppe, welche in eine unterirdische Küche führte. Dort waren mehrere Dienstleute versammelt. Auf mein Ersuchen übernahm ein freundlicher Mensch alsbald die Aufgabe, mich im Kloster herumzuführen. Als wir aus der Küche getreten und unter uns waren, fragte mein Führer zuerst: „Haben Sie Frauen-

zimmer bei sich?“ „Nein,“ sagte ich, „zur Zeit bin ich ganz allein.“ „Gut,“ erwiderte er, „dann hat's keinen Anstand.“

Wir giengen zuerst in die Stiftskirche — eine sehr reinliche, helle Halle, in der jetzt auch eine neue, schöne Orgel glänzt. Was Alterthümer betrifft, so sind da nur zwei Grabsteine zu sehen, die in die Wand eingelassen sind. Der eine, der sehr ritterlich mit Wappenschild, Helm und Helmszierden prangt, ist Herrn Ulrich dem älteren, dem Vogt von Matsch, gesetzt, welcher im Jahre 1367 starb; der andere, weniger ansehnlich, ohne Schild und Helm, gibt einem andern Ulrich von Matsch, unter dessen Namen er das Wort occisus lesen läßt.

Die Herren von Matsch, deren Schlösser noch verfallen im nahen Matscher Thale stehen, waren nämlich die Schirmvögte von Marienberg, aber, wie dies in den ehrenfesten Ritterzeiten üblich, stets mehr bedacht, ihre wehrlosen Schützlinge zu quälen und zu berauben, als ihnen einen guten Dienst zu leisten. Einer dieser rohen Gesellen nahm einst (1304) eigenhändig den Abt, Namens Hermann von Schauenstein, gefangen und ließ ihn im nahen Schlünigerthal enthaupten. Dafür fiel er in den Kirchenbann, sollte Buße thun, that sie aber nicht, wurde dann von seinem nächsten Vetter erstochen und außer dem Kirchhofe verscharrt. Das ist die Erläuterung zu jenem occisus. Der damalige Steinmetz dachte sich übrigens: de mortuis nil nisi bene, und vergaß sich dermaßen, daß er sogar noch ein *piae memoriae* hinzumeißelte; aber dies kann die Welt nicht mehr bethören, seit Vater Justinian Ladurner in der Zeitschrift des Ferdinandeums (1871) alle Schandthaten jenes Scheufals aufgedeckt hat.

Aus der Kirche giengen wir in den Kreuzgang, der aber, hell und weiß, wie er ist, ans finstere Mittelalter nur schwach erinnert. Es hängen da die Bildnisse aller Marienberger Aebte, vom ersten bis zum heutigen, ihrer vierundvierzig an der Zahl. Es versteht sich, daß die älteren sämmtlich apokryph sind. Ein kluges, einnehmendes Gesicht zeigt Placidus Zobel, der eben die Infel trug, als die Bayern 1807 das Kloster aufhoben. Unsere damalige Bildung wußte zwischen einer Karolinger Urkunde und einem „Tabakstranzel“ wenig Unterschied zu machen und mag auch da recht übel gewirthschaftet haben. Beda Weber sagt wenigstens rundweg: Die Bayern zerstörten die Bibliothek. Daß sie auch den ganzen Kirchenschatz mit fortnahmen, versteht sich von selbst. Ueber diesen und andern Gräueln verfiel der Abt in Schwermuth und starb nach langem Wahnsinn zu Meran, eben als Kaiser Franz das Stift wiederherstellte. Jetzt ist dasselbe in gutem Gedeihen und hat in diesem Jahrhundert schon manche gelehrte Celebrität zu Tage gefördert.

Als wir den Kreuzgang durchwandelt hatten, sagte mein Führer: „So, nun haben wir alles gesehen, was gewöhnlich gezeigt wird.“ „Aber,“ entgegnete ich, „darf man denn nicht tiefer in diese Geheimnisse eindringen, das Refectorium betrachten, die Aussicht bewundern?“ „Ja, wenn Sie vielleicht einen von unsern Herren kennen, der würde Sie wohl herumführen.“ „Kennen thu' ich mehrere, z. B. den großen Beda Weber.“ „Der ist schon lang gestorben zu Frankfurt am Main!“ „Schade um den Biedermann! Den kleinen Albert Zäger!“ „Der ist ja aus dem Orden getreten und lebt zu Innsbruck.“ „Meinen

lieben Pius Zingerle, den einzigen Menschen, von dem kein anderer Uebles spricht.“ „Der ist ja in der Traubentur zu Meran.“ „Was ist zu thun? Da, nehmen Sie dieses Blättchen, da ist mein Name darauf gedruckt, und bringen Sie es dem Herrn Prior hinein; ich lasse mich empfehlen.“

Der Diener verschwand; statt seiner erschien aber bald der Herr Prior, Pater Nemilian von Adam, ein offener, einnehmender Mann von noch nicht vierzig Jahren, der mich sehr freundlich willkommen hieß, sich freute, meine werthe Bekanntschaft zu machen und mich ins nahe Refectorium führte, welches eine lange, einfach und doch geschmackvoll gezierte Halle ist. Kaum hatte ich aber diese betrachtet und die herrliche Aussicht aus den Fenstern bewundert, so stand auch schon eine Halbe Wein auf dem Tische, an den wir uns nun setzten, um die Geschichte des Klosters vor unsern geistigen Augen vorübergehen zu lassen.

Diese Geschichte ist eigentlich noch gar nicht geschrieben. Seltjam scheint es, daß Beda Weber, der doch dem Stifte angehörte, dessen Historie in seinem weitläufigen „Land Tirol“ mit wenigen Zeilen abfertigt. Staffler ist etwas gesprächiger und aus seinem Vortrage wollen wir hier gleichwohl wiederholen, daß die Herren von Tarasp 1090 zu Schuls im Engadin eine Benedictinerabtei gestiftet und diese 1146 auf die Anhöhe ober Burgeis, wo jetzt eben unser Marienberg steht, übertragen haben. Der Abt war schon seit Jahrhunderten Hofcaplan der Erzherzoge von Oesterreich, im Vormärz Landstand von Tirol und die Insel hatte er vom Basler Konzil erhalten. Das Kloster ist exempt, d. h. es steht unmittelbar unter dem päpstlichen Stuhl zu Rom.

Nach einiger Zeit erhoben wir uns, um die Stiftsgebäude zu besuchen, so weit sie nicht mein früherer Führer schon gezeigt hatte. Angenehm fällt die allenthalben herrschende Sauberkeit ins Auge; doch sind hier, da bei der Säkularisation alles Werthvolle weggeräumt worden ist, weder Alterthümer, noch Kunst- oder Literaturschätze zu finden. Die Büchersammlung steht in einem schönen Saale. Das Archiv wurde nicht geöffnet. Es soll bei der Klosteraufhebung nicht unmerklich, noch viel empfindlicher aber schon unter jenem Ulrich von Matsch, dem erstochenen, gelitten haben. Dieser habe nämlich alle jene Urkunden, die irgendwelche Rechtsansprüche der Marienberger hätten erweisen können, gewalthätig wegtragen lassen. Sie sollen noch jetzt im Archive der Grafen von Trapp zu Churburg liegen, denn letztere haben im Jahre 1500 durch Heirath der Erbtochter die Güter der Matscher und damit auch ihre Archive an sich gebracht. Alle Versuche, die Urkunden zurückzuerhalten, seien bisher vergeblich gewesen. Unter diesen Umständen könne auch die Geschichte von Marienberg, so interessant sie sein müßte, zur Zeit nicht geschrieben werden.

Da das Kloster früher Gerichtsbarkeit hatte, so ist auch ein Kerker vorhanden, ein lichtloses, grauenvolles Loch, auch ein Rest aus den großen Zeiten der Kirche, der sehr verständlich lehrt, wie man damals die christliche Barmherzigkeit verstand.

Als wir ins Refectorium zurückgekommen, fand sich da auch Pater Basilus Schwiger ein, ein annoch junger Mann aus dem Sarntale, der seine Zeit jetzt geschichtlichen Studien widmet. Er ist eben beschäftigt, die latei-

nische Chronik von Marienberg herauszugeben, welche der Prior Goswin ums Jahr 1390 zusammengeschrieben hat. Dieser Prior wurde schon dazumal wegen seiner literarischen Verdienste zum erzherzoglichen Hofcaplan ernannt — ein Zeichen, wie frühe schon die Habsburger den Männern der Wissenschaft ihre Werthschätzung zu bezeigen suchten. Bisher ist sein Werk nur durch einige Auszüge und eine unzuverlässige Uebersetzung bekannt, welche vor Jahren in der Zeitschrift des Ferdinandeums erschien. Wenn Pater Basilias seine Aufgabe mit Fleiß und Verständniß löst, und namentlich wenn er die Chronik mit so belehrenden Erläuterungen bereichert, wie sie Rudolph Kink dem Codex Wangianus widmete, so wird seine Arbeit für die Geschichte seines Klosters, des Vinschgau's und des Engadins gewiß von großem Werthe sein.

Es freut mich übrigens, daß sich Marienberg aufs Vinschgau zurückzieht. Es ist — wenigstens in meinen Augen — schade, daß sich die gelehrten Herren daselbst fast immer mit Arbeiten beschäftigen, welche andere eben so gut verrichten könnten, während sie jene Aufgaben vernachlässigen, für die sie, so zu sagen, geboren sind. Marienberg sollte nämlich nach meinem Programm die Heimath der rhyätischen Ethnologie werden. Auf der Grenze zwischen Germanien und Italien, zwischen dem jetzt deutschen, aber vor wenigen Jahrhunderten noch romanischen Vinschgau und dem heutzutage noch ladinischen Engadin, mit dem es früher in so vielfachen Beziehungen stand, sollte es eigentlich auch ein germanisch-ladinischer Musensitz sein. Der lange und interessante Proceß, wie aus dem alten Rhätier zuerst ein Romane und dann ein bajuvarischer Deutsch-

tiroler oder alemanischer Bündler geworden, wäre hier am leichtesten zu ergründen, die alten Sagen, die rhätischen und romanischen Ortsnamen, sowie andere Behelfe wären hier am leichtesten zu sammeln und, soweit es möglich ist, zu deuten. Hier sollte ein Hort entstehen für das Studium der deutschtirolischen und deutschbündnerischen, wie der wälchtirolichen und romanischen Dialecte. Wie jene mit Romanismen, so sind diese mit Germanismen durchschossen und es wären daher die fremden Bestandtheile beiderseits auszuscheiden und darzustellen.*) Historische Studien, die den ganzen rhätischen Boden bestreichen, müßten selbstverständlich nebenher gehen. Auch die Kunstgeschichte müßte emsige Pfleger finden, denn die plastischen Alterthümer an der Etsch und am Eisack sind noch immer zu wenig beachtet und erklärt. Da die rhätische Akademie, d. h. die aus den Sprach- und Geschichtsfreunden von Tirol, Graubünden und Vorarlberg zu bildende historisch-linguistische Gesellschaft mit Wanderversammlungen, welche ich vor zwanzig Jahren öffentlich angeregt habe, bisher nicht zu Stande gekommen ist, so vermache ich jetzt den Herren von Marienberg die ganze Idee mit allen Nuzungen und Lasten und bitte sie nur, ungefäumt den Boden zu ebnen, auf dem sich die besagte Akademie herumtummeln soll.

Wie nahe hier in der That alle diese Probleme liegen, das zeigt z. B. wieder das angenehme historisch-

*) Für die wälchtirolichen Dialecte hat allerdings Chr. Schneller in seiner Schrift über „die romanischen Volksmundarten in Südtirol“ schon das meiste geleistet und es wäre da kaum noch eine Nachlese anzustellen.

Linguistische Lüftchen, welches aus einer neu erschienenen Abhandlung herausweht, aus der man es gar nicht erwarten sollte. *) Man glaubt daraus unter Anderem zu entnehmen, daß die Angaben über den früheren Sprachstand im Vinschgau, welche bisher zunächst aus dem Bündner Geschichtschreiber Ulrich von Campell geschöpft wurden, sich ohne viele Mühe aus tirolischen Quellen bestätigen oder berichtigen ließen. So lesen wir in jener Abhandlung, wie der Abt Matthias Lang 1609 dem Landesherrn meldet, daß fast die ganze, seinem Gotteshause zugehörige Burgeiser Pfarrgemeinde sowohl in gemeinen Gesprächen als in öffentlichen Zusammenkünften sich „allein der barbarischen Engedeinerischen Sprach gebraucht.“ Diese Sprache sei an sich dermaßen so grob, daß sie weder geschrieben noch gelesen, auch von keinem, der nicht darin geboren, gelernt werden möge. (Fünzig Jahre früher waren aber schon engadinische Bibelübersetzungen gedruckt worden). Daraus folge: „weilen das Volk theils teutsch weder versteht noch reden kann oder will,“ daß die Burgeiser weder durch Predigt, Katechisiren, Beicht hören noch auf andere Weise in den Geheimnissen des christlichen Glaubens auch nur der Nothdurft nach unterrichtet werden können.

Uebrigens war mit dem ladinischen Idiom, so lange es hier gesprochen wurde, immer auch der Geruch der Ketzerei verbunden. Die Lehren der Reformatoren kamen nämlich damals aus dem Engadein herüber und wurden

*) Jurisdictionskreit des Benedictinerstiftes Marienberg mit den Herren von Trapp. Von Pater Bernhard Koch. Programm des k. k. Gymnasiums zu Meran. 1872—73.

auf der Malser Haide sehr gern entgegengenommen. Noch heute zeigt man in Burgeis das „Luther-Söllerte,“ eine Laube, von der dorten das verbesserte Wort Gottes ausging. Darum erhielt auch der Richter zu Mals in jener Zeit vom Landesherrn den Auftrag: dafür zu sorgen, daß die engadeinische Sprache abgethan werde — er habe ernsthaft auf deutsche Schulhaltung zu gedenken. Deutsch und katholisch waren damals in diesem grünen Erdenwinkel ganz gleichbedeutend.

Im Jahre 1641 hatte einmal der Pfarrer von Burgeis einen großen Aerger über einen dortigen Bauern und vergaß sich darin so weit, daß er diesem scheltend zurief: er sei „ein halber Engadeiner,“ eine Aeußerung, die den Mann dermaßen verletzete, daß er einen förmlichen Proceß anstrengte. Er muß sie wohl ebenso aufgenommen haben, als hätte ihm der Pfarrer gesagt: er sei ein halber Ketzer, und dieß mag in jener späteren Zeit schon ein unangenehmer Vorwurf gewesen sein.

Mittlerweile war aber die Sonne hinter die Berge gesunken und es schien Zeit, ans Nachtquartier in Mals zu denken. Ich nahm herzlichen Abschied von Pater Nemilian, dem Prior, und verließ das Stift. Pater Basilius erbot sich, mir noch eine Strecke weit das Geleit zu geben, was ich sehr gern annahm.

Zuerst führte mich nun mein Begleiter zu einem uralten, dem heiligen Stephan geweihten Kirchlein, das etwa eine Viertelstunde südlich vom Kloster und ungefähr in gleicher Höhe liegt. Es soll schon lange gestanden haben, ehe Marienberg erbaut worden, und will überhaupt das

erste christliche Gotteshaus der Gegend und der Anfang des Stifts gewesen sein.

Nachdem wir das alte, aber schmucklose Kirchlein von innen und außen besehen hatten, gedachte ich denselben Weg, den ich heraufgegangen, wieder nach Burgeis hinunterzugehen und that diese Absicht meinem Begleiter kund, allein Vater Basilius entgegnete, wir seien jetzt auf einer ganz anderen Seite und schon viel zu weit von Burgeis abgekommen; es sei bedeutend näher, über Schleiß zu gehen, welches Dorf gerade unter uns im Thale liege. „Und wenn Sie erlauben,“ setzte er hinzu, „werde ich Sie nach Schleiß begleiten; wir gehen zuerst diese Wiese entlang und dann den Berg hinunter. Wir sind bald dort!“

Wir giengen nun durch eine feuchte, sanftgeneigte Wiese, einen nassen, schlüpfrigen Fußweg. „Es dauert nicht lange,“ sagte Vater Basilius tröstend; „wir kommen bald auf festen Boden.“ In der That standen wir nach kurzer Zeit vor einer hohen Hecke, welche die Wiese abschloß, aber doch einen engen Durchgang gewährte. Mein Begleiter schritt voran und ich folgte ihm. „So,“ sprach er sofort, als die Hecke hinter uns war, „jetzt haben wir festen Boden.“

Wir standen am ersten Anfang eines schmalen Geiswegleins, das an der äußersten Böschung einer Steilhalde langgezogen ins Thal hinunter lief. Es war, um durch ein Bild zu sprechen, gerade wie wenn ein gelbes Schnürchen spiralförmig ums große Faß von Heidelberg gewunden wäre. Die Halde war ganz gras- und baumlos, nur hin und wieder zeigte sich ein niederer Dornbusch an dem Pfade. Links gähnte ein Abgrund, wie man selten einen

gähnen sieht. In schauerlicher Tiefe lag die weite, grüne Ebene von Mals und Glurns vor uns. Unter unsern Füßen strömte in schäumenden Bogen die Etsch dahin, aber so tief, daß ihr Rauschen kaum heraufklang. Ich betrachtete mir zögernd die Sachlage.

„Der Boden ist ganz fest!“ wiederholte Pater Basilus.

„Wird schon sein!“ sagte ich. „Aber mich genirt die Etsch da.“

„Die fließt ja tief unten im Thale; es langen sieben Kirchtürme nicht.“

„Eben das! So leicht ich von hier aus hinein spucken kann, so leicht kann ich auch hinein fallen, wenn ich einen Fehltritt thue.“

„Fehltritt?“ sagte Pater Basilus bedenklich. „Leiden Herr Doktor denn an Schwindel?“

„Mit Unterschied; von dem jetzt so beliebten Gründungs- und Wallfahrtschwindel weiß ich mich vollkommen frei, aber ein redlicher Berg- und Alpenschwindel ist mir nicht mehr ganz fremd. Senescimus, sagt die ‚Abendzeitung‘.“

„Hm! wir gehen da auch im Winter hinunter, wenn wir in der Schleißer Kirche zu thun haben, bei Schnee und Eis.“

„Wird schon sein! Wenn ich aber jetzt im Herbst ‚derscheipe‘, werd' ich im Winter schwerlich Gelegenheit haben, Ihre Agilität zu bewundern. Ferner sind die Schuhe, die mir Meister Anhell zu Brizlegg gefertigt, noch neu, etwas weit, an den Sohlen glatt und schlüpfrig.“

„Auch diesen Uebelstand werden wir mit Gottes Hilfe

übertwinden. Es sind schon größere Wunder geschehen. Es wäre schade, wenn wir zurückgingen; wir hätten eine halbe Stunde um, eine starke.“

„So will ich denn in Gottes Namen an diese halbe Stunde mein armes Leben setzen. Es ist so nicht mehr viel dran. Ich habe jetzt Reu' und Leid gemacht, Don Basilio, und wenn mir etwas Menschliches begegnet, so bitte ich um ein einfach Begräbniß auf dem Friedhose zu Schleiß. Ein Hüttchen in Tirol mit grünen Jaloufieläden und der Aussicht in ein stilles Thal — ich hatt' es oft geträumt — nun wird vielleicht eine stille Klause daraus, ohne Jaloufieläden, aber mit unermesslicher Aussicht in die Ewigkeit.“

„Ach, das Sterben sparen wir uns auf die Letzt', Herr Doktor.“

„Meinen Nekrolog wollte einst Friedrich Lentner schreiben, aber der schläft schon seit zwanzig Jahren im kühlen Grunde zu Meran. Meine Grabrede würde Dr. Streiter halten, aber auch er ist dahingegangen und ruht im Frieden zu Bozen.“

„Um, was Grabreden betrifft, Herr Doktor, so werde ich Ihnen eine halten, mit der Sie gewiß zufrieden sind.“

„Also gut! vorwärts! per aspera ad astra.“

Nach diesem Zwiegespräch setzten wir uns in Bewegung. Pater Basilius gieng voraus, ich trippelte hinter drein. 'S war eben nicht zum Lachen, doch kamen wir ziemlich rasch vorwärts. „Fest aufreten,“ kommandirte mein Führer, „und nicht in die Etisch hinunter schauen!“ Ersteres suchte ich bestens zu befolgen; letzteres war leicht gesagt, aber schwer gethan; denn der weiße Faden der

Etsch und das gelbe Fädchen des Wegs kamen mir in den Augen immer durcheinander. Dreimal stellten sich auch, fast senkrecht, die Kinnale ausgetrockneter Wildbäcklein entgegen, wo der Pfad noch schmaler wurde und sich schief abwärts neigte. Diese Stellen durfte man schon gefährlich nennen, aber Pater Basilius half mir mit starker Hand hinüber.

Nachdem wir eine gute halbe Stunde den Berg entlang und immer abwärts gegangen waren, kamen wir wieder in Gegenden, die mir mehr Vertrauen einflößten. Der Abhang zur Linken gieng allmählich in eine Halde über, die sich immer sanfter abdachte und zuletzt ein ebener Weidegrund wurde. Die Etsch strömte rauschend daneben. Als auch der Weidegrund zu Ende war, standen wir an den ersten Häusern von Schleiß. Mir war nichts unliebes begegnet; nur an der rechten Hand waren mir etliche Blutröslein aufgeschossen, da ich zuweilen, um mich zu halten, in die Dornen gegriffen hatte.

„Pater Basilius,“ sagte ich nun und drückte ihm dabei die Hand, „ich werde Sie in den ‚Lyrischen Reisen‘ als meinen Lebensretter verewigen; dafür könnten Sie aber die Liebe haben und das Geisweglein heute noch Ludwigssteig taufen. Es wäre ein monumentum adhuc vivo positum, an dem mir sehr viel liegt, denn bis an meinem Geburtshause zu Nischach*) an der stillen Paar eine Gedächtnisstaftel aufgenagelt wird, kann noch viel Märzenbier

*) Kleine aber gebildete Stadt zwischen Augsburg und Ingolstadt, im Schatten des Stammschlosses Wittelsbach, Sitz eines k. Bezirksgerichts.

hinunterrinnen.“ — Pater Basilius dankte einerseits für das Denkmal, das ich ihm in den „Byrischen Reisen“ zu errichten versprach, und gelobte andererseits, meinen Wunsch zu erfüllen und alles zu thun, um jenem wohlklingenden Namen bei seinen Brüdern in Marienberg und in weiteren Kreisen freundliche Aufnahme zu verschaffen. Es ist zu hoffen, daß auch die Mapperer den veränderten Umständen Rechnung tragen und in ihren Grundplänen nicht etwa „Schweinsteig“ oder „Ochsentritt“ oder eine ähnliche jetzt nicht mehr passende Bezeichnung fortführen werden.

So schritten wir plaudernd durch die Gassen von Schleiß, bis wir an ein Haus geriethen, auf dessen Vorderwand die Reste einer Inschrift zu sehen waren — oben etliche deutsche Worte, darunter etliche lateinische, alle sehr lesbar, doch ohne zusammenhängenden Sinn, da der größte Theil des Textes übertüncht ist. Eine freundliche Alte lag an dem Fenster, das sich über der Inschrift aufthut. „Ach, Frau Mutter,“ fragte ich neugierig, „wißt Ihr nicht, was die Schrift da bedeutet?“ — „Nein,“ sagte sie, „da sind schon viel geschicktere Leute dagewesen und haben's nicht herausgebracht!“

Nach dieser wohlverdienten Warnung vor allzu neugierigen Fragen giengen wir noch ein paar Schritte weiter und kamen dann an ein anderes Haus, das ziemlich groß und stattlich ausseh. Mit Vergnügen gewahrte ich den schwarzen Adler, der an goldener Stange hing und seine Fittige einladend über uns ausbreitete. „Hier, Herr Pater,“ sagte ich, „haben unsere weisen Ahnen einen gastlichen Bau an die Straße gestellt, in dem wir jetzt Lebensrettung, Wegtaufe und unsern Abschied feiern wollen.“

Eine Halbe Terlaner scheint in diesem Augenblick kaum zu umgehen!"

Aber dieser inhaltschwere Trunk sollte leider nicht getrunken werden. Vater Basilus erinnerte, daß die Sonne schon untergegangen sei; daß die Dämmerung anrückte und daß er die völlige Nacht nicht abwarten könne, da er über den Ludwigssteig wieder hinaufgehen wolle. So blieb mir nichts übrig, als meinen trefflichen Führer freundlichst nach München zu laden, wo wir hoffentlich ausführen werden, was damals im schwarzen Adler zu Schleiß nicht möglich war. Und so schied ich mit warmen Worten von einem lebenswürdigen Manne, mit dem ich wenige Stunden, aber gerade solche verlebt habe, die ich nie wieder vergessen werde.

Also ins Nachtquartier, auf die Post in Mals. Hier wird schon einige Milderung der Sitten verspürt; doch schien eine weiße Vorsehung dafür sorgen zu wollen, daß mir der Uebergang zu den feineren Manieren des untern Etichlands nicht gar zu grell erschiene. Unter der Thüre des Posthauses stand nämlich eine breite, weibliche Gestalt in mittleren Jahren, welche sich so behaglich auspreizte, daß ich nur mit Mühe neben ihr durchschlüpfen konnte. Nachdem dies geschehen, befand ich mich im „Fleß“ und sah mich vergeblich nach einer Thüre um, die allenfalls in eine anständige Stube führen konnte.

„Wie ist's denn hier?“ fragte ich endlich die Gestalt, „wo ist denn das Gastzimmer?“

Diese drehte nothdürftig das Haupt herum und sagte phlegmatisch: „Droben!“

„Sind Sie die Posthalterin?“

„Ja, die bin ich?“

„Wirklich? Ja, grüßen Sie denn Ihre Gäste nicht, wenn sie ankommen?“

Ich weiß nicht mehr, was sie antwortete, bemerke aber gerne, daß der Postmeister ein ganz gefälliger, aufmerksamer Mann ist. Auch die Preise sind erträglich und der majestätische Ortles schaute sogar ganz unentgeltlich in mein Schlafzimmer herein.
